

Denkmalpflege für morgen

Ausschnitte einer öffentlichen Diskussion

Im Rahmen der Sendereihe «Begegnungen mit dem Mittelalter» brachte das 2. Programm des Südwestfunks am Neujahrstag des Jahres 1980 unter dem Titel «Eine Zukunft für unser Mittelalter» die Zusammenfassung einer Podiumsdiskussion, die das SWF-Landesstudio Tübingen gemeinsam mit dem Schwäbischen Heimatbund bei den Tübinger Tagen 1979 veranstaltet hat.

Teilgenommen haben an dieser Diskussion: Oberbürgermeister Dr. Josef Höss (Kempten im Allgäu), Prof. Albert Knoepfli (Institut für Denkmalpflege der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich), Oberkonservator Dr. Manfred Mosel (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München), Dr. Olaf Schwencke (Mitglied des Bundestages und des Europäischen Parlaments), Anton de Zwaan (Präsident der Niederländischen Vereinigung für Heimatschutz) sowie Gert Kilpper (Stuttgart), der «aus dem Stand» den Part des Architekten in der Diskussionsrunde übernahm, als abzusehen war, daß der ursprünglich vorgesehene Basler Architekt – trotz frühzeitiger Einladung und mehrfacher Bestätigung – wohl nicht mehr kommen würde. (Eigentlich sollte ganz auf die Beteiligung von «Landeskindern» an dieser Diskussion verzichtet werden, um allzu regionale oder gar lokale Akzentuierungen zu vermeiden, die für Hörer in den entfernteren Teilen des SWF-Sendegebietes kaum verständlich und nur schwer nachvollziehbar gewesen wären.)

Diskussionsleitung: Willy Leygraf.

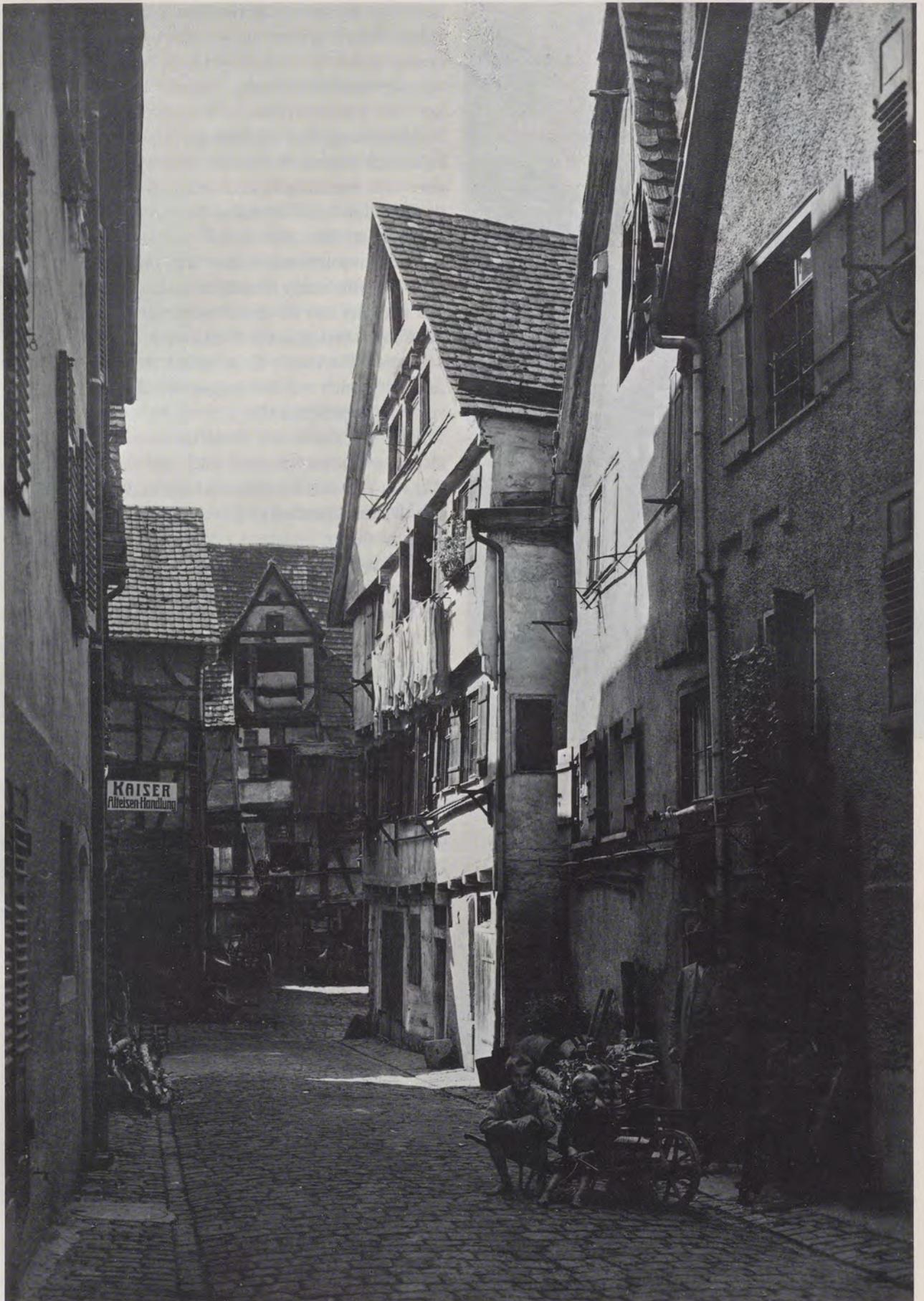
Wir drucken hier die Nachschrift der SWF-Sendung ab, die nicht unbedingt den Ablauf der öffentlichen Veranstaltung spiegelt, sondern eine konzentrierte Zusammenfassung von Rede und Gegenrede darstellt. (sh)

LEYGRAF: Auf vielfältige Weise ist Mittelalterliches überliefert worden und erfahrbar geblieben – zumindest für denjenigen, der ihm nachspürt. Anschaulich gegenwärtig für jedermann und nicht zu übersehen ist es in Burgen und Domen, in Rathäusern und Stadttoren. Und nicht zuletzt in Bürgerhäusern, in ganzen Altstadtquartieren. Lange war dies alles lediglich Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung oder touristischen Anstaunens. Das Europäische Jahr des Denkmalschutzes 1975 hat neue Aufmerksamkeit auch und gerade auf diese mittelalterlichen Zeugnisse gelenkt – und dies nicht zuletzt auch dort, wo nicht so sehr der hohe architektonische oder künstlerische Rang den besonderen Wert des Überlieferten bestimmt, sondern die anschauliche Gegenwärtigkeit von eher alltäglicher Geschichte. Damit kamen auch andere Sehweisen und Wertmaßstäbe ins Spiel als die bis dahin vor-

wiegend anzutreffenden, die man als kunsthistorisch-ästhetisch charakterisieren könnte. Dies bestimmt Wirkung und Erfolg des Denkmalschutzjahres. Daraus wird aber auch die Richtung der noch offengebliebenen Wünsche bestimmt, wie sie hier eingangs von dem Politiker – dem Bundestagsabgeordneten und Abgeordneten des Europaparlaments Dr. Olaf Schwencke – und von dem Denkmalpfleger Dr. Manfred Mosel vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege fast übereinstimmend skizziert werden:

SCHWENCKE: Ich habe den Eindruck, daß an der Basis, in den Kommunen, da, wo die Entscheidungen fallen müssen, das Bewußtsein noch nicht so weit ist, das heißt, daß da langfristige Planung noch nicht im Sinne der Denkmalpflege aufgearbeitet ist. Das ist das Erste, und das finde ich ein entscheidendes Defizit, das wir konstatieren müssen. Das Zweite, das geht für mich noch weiter, das trifft den Bereich, der Politik formuliert, der Politik überörtlich, regional, europäisch und national formuliert. Das heißt mit anderen Worten: in der nationalen und europäischen Politik nimmt faktisch Denkmalschutz – vergleichen Sie's mal mit Umweltschutz – noch längst nicht den Stellenwert ein, den er einnehmen müßte. Ich weiß eine Fülle von Argumenten dafür anzuführen, warum das so ist (ich will sie nicht vortragen), aber eines der wichtigsten – das mag vielleicht den einen oder anderen schockieren – liegt darin, daß wir in einer Zeit leben, in der Nostalgie offensichtlich nicht nur ein Schlagwort ist, sondern in der viele Leute von daher auch ihre politische Befriedigung finden. Mit anderen Worten: Für mich ist Denkmalschutz eine der wesentlichsten *künftigen* gesellschaftspolitischen Aufgaben. Erst dann, wenn sie das ist, kann sie sich auch auf die Vergangenheit berufen.

MOSEL: Trotz aller Erfolge mit dem Jahr 1975 ist es uns von der Denkmalpflege nicht gelungen (und dazu zähle ich jetzt im Augenblick auch die Politiker, die verantwortlich für die Durchführung des Denkmalschutzes sind), die tatsächlichen Inhalte im Zusammenhang zwischen den denkmalpflegerischen, historischen Werten und unserer gegenwärtigen Existenz sowohl in den Städten wie auf dem Lande wirklich klarzumachen. In dem allgemeinen Bewußtsein lebt die Denkmalpflege und das, was sie schützt, noch viel zu sehr im Bereich des Dekorativen, der sog. Lebensqualität, der Umweltverschönerung, nicht der Umweltverbesserung. Das scha-



Tübingen: Süßes Löchle. Zur Zeit dieser historischen Aufnahme aus dem sh-Archiv dachte man weder an Ensemble-Schutz noch an Altstadtanierung.



Tübingen: Nonnenhaus. Einst war es selbstverständlicher Bestandteil des Quartiers, heute ist es zwar «ansehnlicher», dafür aber auch isoliert zwischen Abrißlücken und nachempfundenen Neubauten. (Foto: sh-Archiv)

det uns sehr, weil es uns das Podium nimmt, von dem aus wir viel sachlicher und klarer argumentieren könnten.

Im politisch-kommunalen Bereich, in den Stadtverwaltungen, aber auch bei den Landratsämtern, die als untere Denkmalschutzbehörden für den Vollzug der Gesetze zuständig sind, gibt es eigentlich noch nicht das, was Sie vorhin angesprochen haben, Herr Schwencke, nämlich eine Einbringung der denkmalpflegerischen Ziele und Inhalte in frühe Stadien der Planung. Denkmalpflege als Erhaltungsplanung; und nicht etwa Stadtplanung – und hinterher auch noch ein bißchen Denkmalpflege obendrauf. Denkmalpflege ist ein Teil der öffentlichen Daseinsvorsorge genau wie die Wirtschaftsplanung und Sozialplanung. (Auffälligerweise decken sich die Probleme der Sozialplanung in einer alten Stadt fast kongruent mit denen der Denkmalpflege.) Da ist noch sehr sehr viel aufzuholen.

LEYGRAF: Ein wenig anders stellen sich die Fragen, etwas anders lauten die Antworten für diejenigen, die vor allem an Gegenwart und Zukunft ihrer Gemeinde denken müssen, für die Kommunalpolitiker, hier vertreten durch Dr. Josef Höss, den Oberbürgermeister der Allgäustadt Kempten:

HÖSS: Ich meine, daß in den letzten Jahren auch bei den Gemeinderäten und bei den Bürgermeistern und bei den Landräten das Bewußtsein, daß es notwendig ist, das Alte und Überkommene – soweit bewahrenswert – auch über die vorhandene gesetzliche Verpflichtung hinaus zu wahren, sehr gewachsen ist. Das nur als positive Bemerkung voraus zu der Frage: Wo sind die Defizite? Als Praktiker muß ich sagen: Zu wenig Geld haben wir, aber das können wir gleich wieder vergessen: das braucht man sowieso in jedem Falle.

Wichtiger scheint mir ideell zu sein, daß wir nach meinem Eindruck immer noch auf der Suche sind. Wir wissen zum Beispiel noch nicht, wie wir uns bei der Denkmalerhaltung verhalten sollen. Denkmalerhaltung bedeutet konservativ sein im Sinne von konservieren. Aber da gibt es eben die einen, die meinen, man muß grundsätzlich alles, was überkommen ist, deswegen, weil es überkommen ist, erhalten, ungeachtet dessen, was heute damit anzufangen ist, und ungeachtet seines objektiven Wertes. Und die anderen, die sagen: es ist richtig, solange wie möglich am überkommenen Baustil und an Bauformen und Material und all dem festzuhalten; aber dann, wenn man etwas Neues für die vorhandene oder für die beabsichtigte Nutzung hat, dann sollte man auch mal das Festhalten verlassen und sich neuen Formen zuwenden. Ich finde, daß hier noch eine Unsicherheit da ist. («Was ist denn eigentlich *herrschende Meinung?*» – pflegt der Jurist zu fragen.)

Und dann finde ich's aus der Praxis heraus immer wieder äußerst schwierig, daß uns im Grunde doch eine einheitliche Baugesinnung fehlt. Wir haben keinen gültigen zeitgenössischen Baustil, keine Skala gültiger Formen, die angesichts der Pluralität unserer Gesellschaft ja auch denkbar wäre, eine Bauaussage und eine Aussage, was heute gültiger zeitgenössischer Baustil ist, der ein Gespür für Material und Form, für Dimension und Proportion und für Einbindung des heutigen Modernen in die alten Städte hinein – soweit das Alte nicht erhaltungsfähig ist – erkennen läßt.

LEYGRAF: Und das ist nach weithin übereinstimmender Meinung *auch* eine Frage der Ausbildung: MOSEL: Ausbildung all derer, die mit dem Denkmalschutz und mit dem Vollzug der Denkmalschutzgesetze betraut sind. Da will ich zwei Gruppen nen-

nen: In erster Linie die Architekten, in zweiter Linie all die Verwaltungsbeamten, Juristen oder Ökonomen in der Staatsverwaltung. Auch dort spielt Denkmalpflege eigentlich als inhaltliche Aufgabe eine viel zu geringe Rolle.

Viele von Ihnen werden aus dem Fachgebiet der Architektur kommen, Sie wissen selbst, was an den Hochschulen da gelehrt wird. Daß wir – um nur einen Punkt zu nennen – in Deutschland nicht in der Lage sind, historische Dachstühle (das ist ein Teil, aber ein wichtiger Teil eines ganzen technischen Denkmalbereichs vom Mittelalter bis in die jüngere Neuzeit hinein) zu erhalten, weil uns einfach die Fachleute fehlen, die uns so einen Dachstuhl statisch berechnen können, das ist für einen Kulturstaat einigermassen eine Katastrophe.

LEYGRAF: Immerhin kann die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich sich rühmen, ein besonderes Institut eingerichtet zu haben, das Denkmalpflege betreibt. Sein Direktor Professor Albert Knoepfli bestätigt das vorhin behauptete Ausbildungsdefizit:

KNOEPFLI: Nicht bereit – aber sie glaubten, bereit zu sein – waren die Planer, die Handwerker und die Architekten. Es ist interessant, wie sie jahrelang

– ich weiß das von unserer Hochschule – die Denkmalpflege als Quantité negligible betrachtet haben, es fehlte nur noch, daß sie uns die Zunge herausgestreckt haben. Und die Firmen, die Material herstellen, das handwerklich zu nutzen wäre, die Handwerker, die im Bauboom überhaupt für unsere Anliegen kein Verständnis und keine Zeit hatten, die haben dann just zur selben Zeit, als die Rezession kam, also die Unterbeschäftigung im Bauen – für Architekten ziemlich schmerzlich, für Handwerker noch schmerzlicher – da haben sie alle den Rettungsring des «Jahres der Denkmalpflege» ergriffen und glaubten, sich sanieren zu können. Ich weiß aus Erfahrung, wie Architekten und Handwerker plötzlich aufgrund nur von Neubauerfahrungen glaubten, sie könnten Denkmalpflege betreiben.

Ohne jegliche Vorbildung, ohne jegliches Werkzeug, nur kraft dessen, daß sie eine Meisterprüfung bestanden haben, daß sie das Architektendiplom haben! Und das ist das Negativste, von dem ich zu erzählen hätte: daß nun da, wo es um handwerkliche Reparatur, um handwerkliche Wiederherstellung eines bestehenden Bestandes gegangen wäre, daß nun da *erneuert* wird, Tapetenstädte, Tapeten-gassen gebaut werden, und daß da ein Perfektio-

Tübingen: Jakobsgasse. An solchen Beispielen wird anschaulich, daß «Denkmalpflege für morgen» sich nicht an ästhetischen Höhepunkten orientieren darf, sondern die Dokumente der Vergangenheit als Umfeld für künftiges bürgerschaftliches Leben erhalten sollte.

(Foto: sh-Archiv)



nismus, der einem Neubau anstünde, auf die Altbauten übertragen worden ist, ein Perfektionismus, der den Charakter eines Altbaues, eines Kulturzeugnisses, eines Geschichtszeugnisses ganz einfach in den Eimer warf und vor die Hunde brachte. LEYGRAF: Das klingt zunächst nach Schelte, nach Architektenschelte vor allem. Es ist aber im Grund nichts anderes als die Beschreibung eines Zustands, für den sicher mancher Architekt mitverantwortlich ist – den sich aber nicht jeder Architekt zum Vorwurf machen lassen muß. Gert Kilpper zum Beispiel, der einige Erfahrung hat im Umgang mit überlieferter Bausubstanz und mit deren schonender Erneuerung, stellt der Beschreibung des Zustands diejenige seiner Ausgangspunkte gegenüber:

KILPPER: Vielleicht ist es ganz gut, einfach mal von den Ausgangspunkten etwas zu sagen, von denen aus ein Architekt an solche Aufgaben herangeht – insgesamt, nicht nur solche in geschützten Zonen. Für uns ist ja zunächst einmal wichtig, was für eine Aufgabe sich realisieren soll, das «Programm» kann man es ganz kurz nennen. Das andere ist die Situation. Goethe hat gesagt: «Vom Nützlichen durch's Wahre zum Schönen» – ganz einfach – und das Wahre, das ist nun das Handwerkliche vielleicht, das «wie man es macht». Und ich meine, Satzungen

können das nicht leisten, aber sie sind vielleicht sehr gut, um ins Gespräch zu kommen eben mit den anderen, die auch aus ihren Situationen heraus entweder als Historiker oder als Denkmalschützer oder als Politiker für dieses Nützliche und Richtige und letzten Endes Schöne mitverantwortlich sind.

HÖSS: Vielleicht ist es möglich – jeder urteilt von seinem Erfahrungsbereich aus –, von meiner Stadt her zu sagen, daß ich das sehr gut und sehr bewußt miterleben konnte, als wir vor vier Jahren darangegangen sind, eine Gestaltungsverordnung für unsere Stadt zu erarbeiten. Unter Zuhilfenahme von einem größeren Team von Professoren und Praktikern des Städtebaues und der Denkmalpflege haben wir in zweijähriger Arbeit in vielen Sitzungen in großen und kleinen Gremien gemeinsam mit dem Rat und seinen Ausschüssen das erarbeitet. Und es war direkt spürbar, daß – nachdem wir dieses Werk abgeschlossen hatten, das ja auch vom Bund mitgefördert worden ist, nicht nur vom Freistaat Bayern – daß wir im Bauausschuß heute ein viel stärkeres Problembewußtsein und von vorneherein einen größeren Konsens in grundsätzlichen Fragen der Denkmalpflege haben. Natürlich tut man sich oft noch hart, und man macht vieles falsch, ich will da gar nichts beschönigen. Aber ich will das nur als Bei-

Kornwestheim: Langestraße. Die wenigen verbliebenen stattlichen alten Bauernhäuser sind erhaltenswerte Dokumente bedeutsamer Geschichte der heutigen Industriestadt. (Foto: sh-Archiv)



spiel sagen, daß wir alle einem Lernprozeß uns unterziehen müssen und daß das eine Aufgabe ist, der sich jeder Gewählte und jeder Mitbürger unterziehen muß.

LEYGRAF: Für diejenigen, der sich auf der Seite des Gesetzgebers mit den Problemen der Denkmalpflege beschäftigt, sind die Lernziele dieses Prozesses recht eindeutig zu umschreiben:

SCHWENCKE: Denkmalschutz ist nur dann verantwortbarer Denkmalschutz, wenn er Menschenenschutz ist. Das heißt, daß es nicht darum gehen kann, ein Denkmal als Denkmal zu erhalten, sondern es geht darum, daß die Menschen, die an diesem Denkmal etwas haben, indem sie darin wohnen, indem das ein integraler Teil ihrer Stadt oder ihres Stadtteils ist, in diesem Sinne davon auch profitieren. Und zweitens: ich gehöre nicht zu den Leuten, und zwar politisch ganz bewußt nicht, die sagen: alles, was da irgendwie überkommen ist, muß erhalten bleiben. Ich glaube, daß es ganz notwendig ist, auch innerhalb von geschlossenen Ensembles hier und da Alternativen des Baustils dieser Gegenwart zu setzen. Da komme ich gleich zu dem dritten Punkt, der schwieriger ist: Was ist der Stil dieser Zeit? Sicherlich ist das nicht der, den man um den Frankfurter Römer herum bauen will, indem man so tun will, als ob die Zeit nicht weitergegangen ist, und etwas errichten will, was nie gewesen ist oder was mal gewesen und abgebrannt ist, um es neu zu schaffen im Stil von einem Jahrhundert vorher. Oder etwa wie der Ministerpräsident von Niedersachsen, der das Schloß, wo jetzt die grüne Wiese ist, neu aufbauen will für 52 Millionen Mark, wobei gerade im Land Niedersachsen die Denkmalpflege so weit zurück ist, daß sie mit diesen 52 Millionen Mark nahezu alle Schlösser, Burgen und ähnliches – wenn man das denn so will – so weit in Ordnung bringen könnte, daß sie erhalten werden. Daraus resultiert für mich: Wir dürfen auf gar keinen Fall uns in die politische Situation bringen, daß wir so tun, als ob diese Gegenwart keine Gegenwart ist, sondern nur noch ein Abklatsch von Vergangenheit.

HÖSS: Ich meine, daß eine Stadt, eine Kommune wie eine Person ist, wie eine Persönlichkeit. Sie ist gewachsen und geworden aus ihrer Selbsterziehung heraus, aus der Erziehung der Eltern heraus, aus der Umwelt, sie ist eine unverwechselbare, für sich stehende Person. Und eine Stadt muß auch so sein, und sie ist es auch! Wir waren nur eine Zeitlang in den vergangenen Jahren – zur Zeit der Beton-Ideologie – in der Gefahr, daß von Kiel bis Berchtesgaden am Ende alle Gemeinden und Städte gleich ausgehen hätten. Es gilt also bei der Pflege der Denkmäler und bei der Erhaltung der zu erhaltenden Denk-



Biberach: Metzgerhaus am Weberberg. Hier steht die Entscheidung unmittelbar bevor, ob das einzigartige Dokument eines alten Handwerkerviertels erhalten werden kann. (Foto: sh-Archiv)

mäler und bei der Weiterentwicklung und der Findung eines neuen Baustils, die Unverwechselbarkeit einer Kommune – die hineingestellt ist in eine bestimmte Landschaft, in eine bestimmte Region, die von bestimmten Menschen geprägt ist – zu erhalten und fortzuentwickeln.

LEYGRAF: Solche Argumentationen, wie sie hier vom Kemptener Oberbürgermeister Dr. Josef Höss dargelegt worden sind, erwecken gelegentlich den Vorbehalt, hier würden Stadtgestalt und – besonders – deren aus der Vergangenheit überlieferte Denkmale auf das Optische, auf das Ästhetische reduziert. Aber dagegen verwahren sich ganz besonders auch die amtlich bestellten Denkmalpfleger: MOSEL: Die Denkmäler – architekturästhetische Phänomene. Nun ja –. Von der Ästhetik her sind sie ganz sicher wichtig; Denkmäler sind zuerst mal optisch zugänglich, das ist klar. Durch das Erblicken des Denkmals stellen wir fest: die sind alt, sie sind anders als das heutige Bauen. Das ist sehr wichtig; das ist eine Funktion der Denkmäler, Orientierung

zu geben, um die Gegenwart zu begreifen. Aber als Denkmalpfleger sind wir in erster Linie der historischen Kategorie in der Bedeutung der Denkmäler verpflichtet. Es sind *Urkunden der Geschichte*, die sich nicht nur auf schöne alte Fassaden, auf das Anschauliche, auf das Erscheinungsbild beschränken, sondern eben auf sehr, sehr viel mehr. Das Erscheinungsbild gehört dazu, an dem Erscheinungsbild realisieren wir die anderen Bedeutungen. Wir wissen, daß zum Beispiel ein solches Haus oder eine Straßenzeile in einen bestimmten sozialgeschichtlichen, technikgeschichtlichen, lokalgeschichtlichen Zusammenhang gehört. Wir lernen begreifen, wie sich unsere Stadt, wie sich unsere Gesellschaft entwickelt hat. Wir lernen begreifen, warum sich an bestimmter Stelle ein Handwerk angesiedelt hat und warum das heute nicht mehr möglich ist.

In der Beschäftigung mit den Denkmälern haben wir zuerst mal das Problem «Wie können wir sie erhalten?» wirtschaftlich, technisch und sozial zu lösen – und hinterher das auch ästhetisch befriedigend, also verträglich zu machen. Eine Gestaltungsverordnung ist eine gute Sache. (Auch für Kempten ist da so viel aufgearbeitet worden, daß man viel von dieser Stadt gelernt hat, sicher auch die Kemptener.) Aber die Gestaltungsverordnung ersetzt keinen Denkmalschutz! Die Gestaltungsverordnung ist eine gute, verantwortungsvolle Pflege der Stadtgestalt, aber hat mit Denkmalschutz nur insofern etwas zu tun, als sie das Umfeld der Denkmäler, die städtebauliche Umgebung pflegt und in einen besseren Bezug zu den Denkmälern setzt.

KNOEPFLI: Es geht nämlich da, wo wir allergisch werden, um etwas ganz anderes – da geht es nämlich darum, daß man Metamorphosen mit dem Bau-
denkmal vornimmt!

Dem Herrn Müller gefällt es einmal, sein Riegelwerk violett anzustreichen, grüne Füllung, – das macht nichts, das kann man wieder ablaugen. Aber er wird vielleicht ganz andere Dinge noch tun mit seinem Haus – und was macht dann der Sohn damit, was macht der Enkel damit? Dieses Auswischen des Urkundenwertes bedeutet: seine historische Substanz preisgeben. Es wird höchstens drei-, viermal sich anpassen können; und nachher ist es im Eimer, dann ist es fertig. Wir legen also Wert darauf, daß die Dinge, die Merkzeichen einer Ortschaft sind, die Merkzeichen der Überlieferung sind, daß die ihre Glaubwürdigkeit als Urkunde bewahren.

LEYGRAF: Damit verbietet sich auch jede Festlegung der denkmalpflegerischen Bemühungen auf eine bestimmte Epoche in der Entwicklung eines Denkmals, auf das sozusagen Ursprüngliche:

KNOEPFLI: Zur Geschichte eines Gebäudes gehören

eben seine Geschichte, seine Schicksale. Und es hat keinen Sinn, eine Kirche, die von der Romanik bis zum Klassizismus alle Stile durchgemacht hat, die jetzt auszuräumen, zu purifizieren, auf Romanik hinzutrimmen, wie man einen Pudel trimmt, sondern wir wollen *ja* sagen zu den verschiedenen Schichten, zu den verschiedenen Seiten der Baugeschichte. Das heißt – und jetzt komme ich auf die Kernfrage: Wir müssen auch den Mut zum Fragment haben. Dort, wo der Teil für das Ganze sprechen kann, brauchen wir nicht so zu tun, als sei kein Schicksal über einen Bau hergegangen, als könnten wir die Großmutter wieder zur Konfirmandin machen!

KILPPER: Ich glaube, von unserer Zeit, die nun die Frage des Schutzes verschiedener Stile so in den Mittelpunkt der Aufgabe stellt, kann man gar nicht erwarten, daß der Ausgangspunkt ein eigener Stil ist. Die Orientierung an einem bestimmten – historischen – Stil enthält ja eigentlich die Aussage: Ich gehe aus meiner Zeit heraus mit dem barocken Stil oder mit dem Renaissance-Stil oder mit dem gotischen Stil oder mit vielen anderen Stilen und Stilarten an die Lösung der ästhetischen Aufgabe innerhalb der Bausache. Und da ist der Ausgangspunkt ein ganz anderer geworden.

LEYGRAF: Gegenwart wird also verstanden als Punkt im Übergang vom Gestern zum Morgen. Und jeder Stil wäre dann die Identifizierung mit diesem Durchgangspunkt des Jetzt, Zeitgenossenschaft also. Und daraus folgert nun wieder: Sorgfalt, Respekt, Treue auch gegenüber dem, was in seiner eigenen Zeit zeitgenössisch war, gegenüber dem, was für unsere Gegenwart das Historische unseres Herkommens bedeutet. Der Denkmalpfleger Dr. Manfred Mosel sieht darin alles andere als eine romantische oder nostalgische oder sonstwie gegenwartsfliehende Hinwendung zum Vergangenen, zum Alten, dem nur das Alter Reiz und Wert geben würde. MOSEL: Vorhin ist so ein Wort gefallen wie «Orientierung» – und der Denkmalpfleger wohl besonders – an dem Alten. Ja sicher! Das ist das Beste, was wir tun können! Daß wir uns Vergleiche suchen zur Bewältigung der Gegenwart und entscheiden, was wir an Wertvollem für die Zukunft erhalten wollen, also auch den nächsten Generationen noch Entscheidungen überlassen, ob sie ein altes Haus halten wollen oder nicht. Daß wir *jeden* Stein erhalten – ja, das kann uns wohl kaum jemand vorwerfen – ich habe eher den Eindruck, daß wir das Problem haben, daß zu viel abgerissen wird! Ich habe eigentlich in keiner historischen Stadt den Eindruck, daß zu viel erhalten wird.

Warum gehen denn die Leute alle in die Altstadt-



Beutelsbach: Ehem. Weingärtnerhaus vor und nach einer Wiederherstellung, die nun auch schon wieder ein halbes Jahrhundert zurückliegt und noch nichts kennt vom heute nicht gar seltenen Perfektionismus. (Fotos: sh-Archiv)

viertel? Warum sagen sie denn, die neuen Gebiete sind Ergebnisse einer Krise der Architektur, einer Krise der Stadtentwicklung – und ein gesellschaftliches Problem. Warum sind die nicht so ansprechend?

Es muß doch etwas an den gewachsenen Gebieten dran sein, das es wert macht, sie zu erhalten. Als Vater möchte ich meinen Kindern doch die Gelegenheit geben, noch einmal durch alte Städte zu gehen und sich selbst bewußt zu werden, wie sie kulturell als Mitglieder dieser Gesellschaft gewachsen sind und wie sie sich daran orientieren können. Denkmalpflege nur auf Gestaltung reduziert, auf Sprossenfenster und Einscheibenfenster, wäre sicher falsch, ganz sicher falsch. Aber ich muß sagen, daß geteilte Fenster in einem Fachwerkhaus ein vollständigeres, anschaulicheres, überzeugenderes Bild der geschichtlichen Bauwerke geben als Einschei-

benfenster, die darin sitzen wie Aquarien, wie Schaufenster, in denen nichts zu sehen ist. Also die Sache mit den Fenstern – ich glaube, da kommen wir nicht weiter. Es geht darum, welche Einstellung wir im öffentlichen, kommunalen und fachlich denkmalpflegerischen Bereich haben, wie wir unsere Zukunft mit der Geschichte, der Überlieferung bewältigen wollen, und weniger um Detailfragen.

LEYGRAF: Zukunft bewältigen wollen. Das erfordert immer auch Planung. Und auf die Frage, worin denn der Grund dafür zu suchen sei, daß man in den Niederlanden besonders viele, besonders gute Beispiele für die Erneuerung alter Stadtkerne finden könne, darauf antwortet Anton de Zwaan vom Niederländischen Bund für Heimatschutz und von der Europäischen Denkmalpflegeorganisation EUROPA NOSTRA:

DE ZWAAN: Vorerst liegt das – glaube ich – in der

Planung. Wenn die Planung so festliegt, daß man mit den Bauten nicht hochgehen kann, und daß auch ausgemacht wird, daß ein Dach ein Satteldach sein muß und wie hoch die Dachrinne sein muß, wie die Fenster sein müssen – und das Gleichgewicht in der Architektur, das gehört da bei. Wir haben noch nicht, daß auch das Material festgelegt ist. Aber das ist in Vorbereitung. Dann kann der Architekt etwas Neues machen, aber er hat doch feste Punkte, die es so machen, daß es in Harmonie mit dem anderen gebaut wird. Man sagt, das Dach soll nicht höher sein als sechs Meter oder zwölf Meter – das hängt vom anderen ab – und alles ist dann in der ganzen Planung immer bei uns festgelegt, in der Ausführungsplanung, wie wir sagen.

Und dann wird auch nicht die Spekulation so hoch, denn das Grundstück behält seinen normalen Wert. Wenn es mit acht, zehn, zwölf Stockwerken hoch gebaut werden könnte, dann würde auf einmal alles teurer, und dann würde der Nachbar sein Denkmal vielleicht nicht mehr unterhalten, dann fällt das auch in Trümmern runter, dann kann er da auch neu bauen. Daß dies so nicht ist, glaube ich, kommt durch die Planung.

LEYGRAF: Ähnliches versuchen unsere Gestaltungs-satzungen und Stadtbildsatzungen. Dabei ist oft umstritten, was sie nun für die Erhaltung des Über-lieferten zu leisten vermögen:

MOSEL: Ganz klar, Denkmäler können wir nicht mit Gestaltungsverordnungen halten, denn Denkmäler müssen untersucht werden, man muß feststellen, wie krank der Patient ist, und wir müssen für ihn eine individuelle Therapie suchen. Dafür sind Nor-men überhaupt völlig unmöglich. Für den Erhal-tungsgedanken einer Stadtgestalt sind die Gestal-tungsverordnungen richtig und gut. Sie sollten sich allerdings auf das beschränken, was tatsächlich ge-prüft und analysiert als erhaltenswert darstellbar ist, und nicht durch irgendwelche ästhetischen subjek-tiven Vorstellungen «Holz ist schöner als Beton» und «Kupfer besser als Eisenblech» ästhetische Stadtgarnierung auslösen.

SCHWENCKE: Ich komme aus einer ländlicheren Ge-gend, wo das Bewußtsein noch nicht so weit ist, wie offensichtlich das schon in dem Bereich ist, den Herr Dr. Mosel vertritt, wo man Gestaltungssatzun-gen eigentlich gar nicht ernsthaft mehr braucht –, bei uns ist das Gegenteil der Fall! Ich empfehle allen Gemeinden und kleineren Städten: Macht bloß eine Gestaltungssatzung, damit ihr nachher nicht da-steht und sagt: «Ja, nun haben wir nichts, um den Kaufhauskonzern da rauszubringen, der so viel Pro-tektion hat!» (Die hat er immer, von allen Parteien mit allen möglichen und unmöglichen Argumen-

ten.) Ich sage ihnen: «Ihr müßt ganz schnell eine Ge-staltungssatzung haben und eine möglichst restrikti-ve! Wir haben so ein Ding erarbeitet in der Arbeits-gemeinschaft für die Fachwerkstädte in Hessen und in Niedersachsen, und die – erzähle ich ihnen – die solltet ihr erst einmal machen; und wenn ihr das macht, dann habt ihr jedenfalls schon ein bißchen – oder nach meiner Auffassung sogar schon Ent-scheidendes – vorgebaut, um Baulöwen, die euch irgendwas suggerieren wollen, was richtig sei und was für die Bevölkerung gut sei, abzuhalten.»

Aber ich sage das nur unter der Devise, die ich vor-hin schon ankündigte: Ich glaube, daß wir längst noch nicht das ausgeschöpft haben, was auch an kreativen Möglichkeiten bei den Architekten der Gegenwart vorhanden ist. Und ich sage noch ein-mal, was ich vorhin gesagt habe: Ich könnte mir auch vorstellen, obgleich ich wenig Beispiele, ver-dammt wenig Beispiele, kenne, wo mitten in einer alten Stadt, innerhalb eines gewachsenen alten En-sembles ein Bauwerk von einigermaßen ästhetischer und architektonischer Bedeutung tatsächlich exi-stiert.

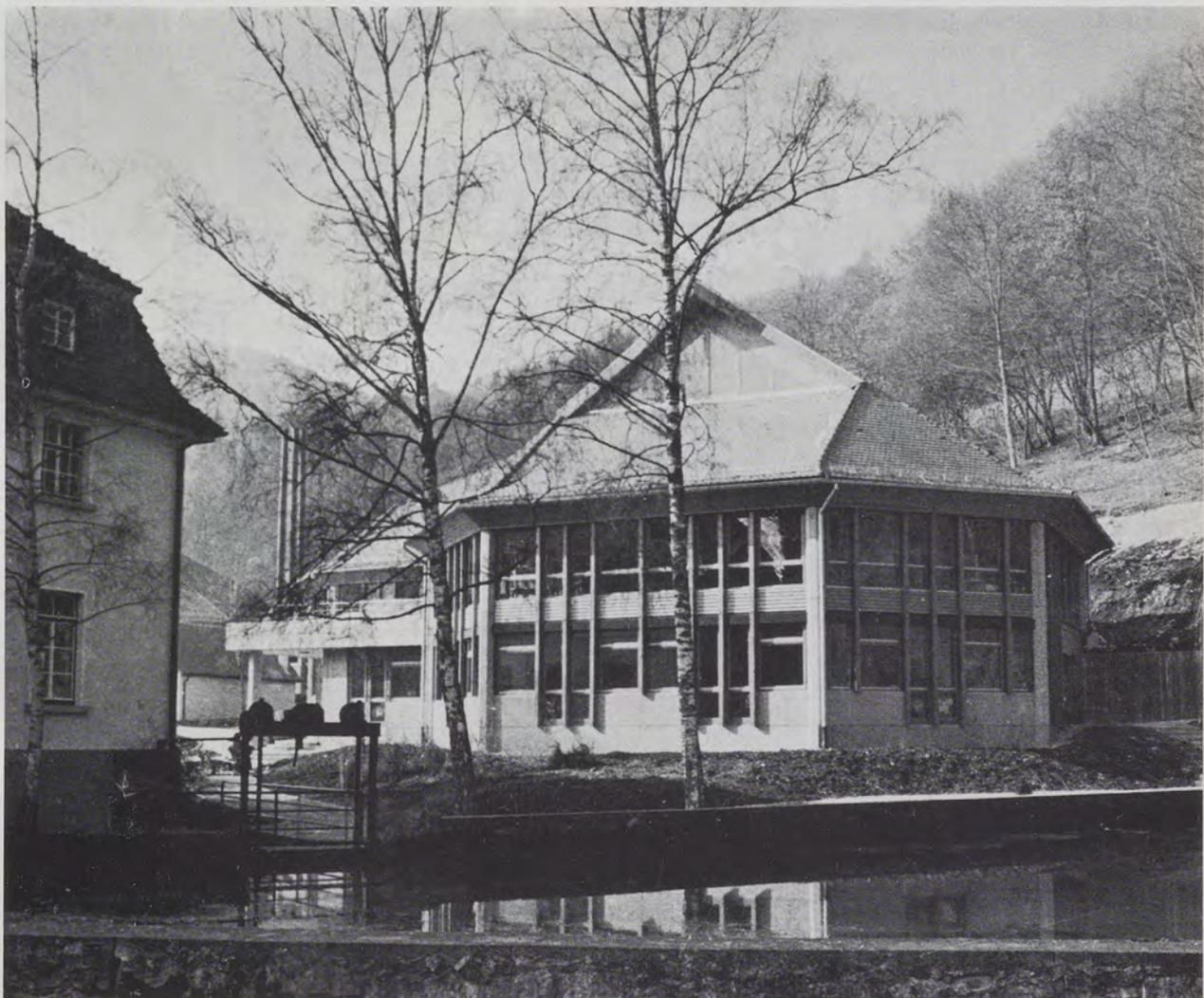
Das beides muß man sehen, man muß das eine nicht durch das andere unmöglich machen, aber man muß erst mal – und da sind wir wahrscheinlich in Niedersachsen noch nicht so weit wie Sie – wir müs-sen erst mal den Leuten sagen: erst mal Riegel vor-schieben, damit dieses nicht passiert.

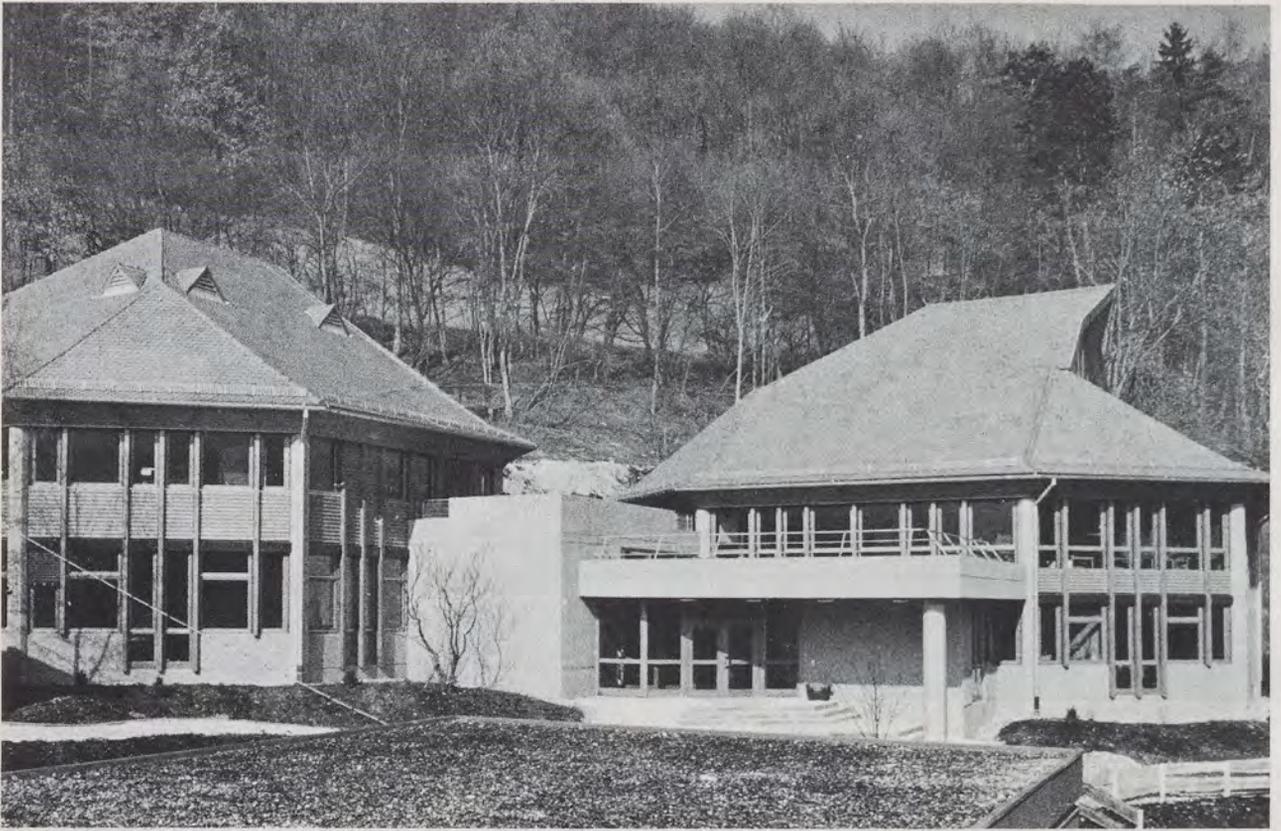
LEYGRAF: Immer wieder stellt sich dabei die Frage nach neuem Bauen im überlieferten Ensemble. Diese Frage ist meist von Kritik und Skepsis be-stimmt. Denn das überlieferte Alte ist meist das nach jahrhundertelanger Auswahl und Auslese Besonde-re. Das Neue aber ist zunächst einmal alltäglich und durchaus nicht immer exzellent. Und nun soll es sich behaupten neben dem Ausgewählten und Aus-gelesenen. Wen wundert da die Skepsis, die Kritik, die sich in den meisten Fällen auf die zeitgenössis-chen Architekten richtet, aber gelegentlich dann doch auch noch den anderen Verursacher so man-chen Unheils erreicht, den Bauherrn:

HÖSS: Man muß ja für diese Fälle etwas vorgeben; und da haben wir untersucht, was denn die Grund-strukturen unserer historischen Bereiche sind, wie denn da im Schnitt und in aller Regel die Dachfor-men sind und wie da die Fensteröffnungen sind und wie die Vorsprünge und Zurücksprünge in den ver-schiedenen Straßen sind, wie die Fenster ange-bracht sind und welches Material bei uns im Schwange ist. Und man hat dann, ausgehend von diesen Feststellungen, die penibel genau für jedes Haus in diesen Bereichen gemacht worden sind, die Grundstruktur herausdestilliert und hat sie vorge-



Urspring: Neue Schulgebäude in unmittelbarer Nachbarschaft des alten Klosters (Architekten KILPPER+ PARTNER). Ein Beispiel für die Auseinandersetzung zwischen überlieferter und moderner Architektur – aber auch für die Erhaltung von Baudenkmalern durch eine angemessene neue Nutzung: fast wäre einmal aus dem Kloster eine Fabrik geworden! (Alle Fotos aus Urspring: Lars Matthis Teuscher)





... das muß man, glaube ich, den 20er Jahren gutschreiben, daß der Ausgangspunkt eigentlich die Funktionen des Gebäudes sind, aber daß man dann dabei nicht stehen bleibt, sondern nun die räumliche Gestaltung und die Einfügung in das Ensemble oder in die Landschaft oder in seine Situation verlangt...

geben – nicht als eine verpflichtende Vorgabe, die einen kreativen Architekten bis zum letzten bindet, sondern als einen Anstoß, als eine gedankliche Richtung, daß man auf diesem Wege weiterarbeiten könnte und moderne Formen in dieses alte Feld hineinbauen und hineinkomponieren könnte. Und das wirkt dann natürlich für die Gestalt dieser Stadt sicherlich in Richtung einer gewissen Homogenisierung; aber da kommen wir wieder auf die Unverwechselbarkeit einer Stadtgestalt; wir können ja nicht von kleinmaßstäblicher Form plötzlich auf großmaßstäbliche springen, wenn das nicht mit dieser unverwechselbaren Gestalt der Stadt vereinbar ist. Das sind Grundvoraussetzungen, die hier vorgegeben sind als Anstoß, als Norm; und es kommt darüber hinaus dazu, daß wir verankern konnten (was an sich selbstverständlich sein sollte, aber das ist es leider nicht), daß, wenn ein Architekt oder ein Bauherr in der Altstadt ein Haus bauen will, er zugleich eine Ansicht mitbringen muß, eine Draufsicht, Ansichten von allen Seiten, wie denn dieses Haus – oder was er hier verändern will – sich in diese Nachbarschaft auf der gleichen Seite, auf der gegenüberliegenden Straßenseite und insgesamt in das Ensemble einfügt. Und damit hat man Beurteilungsmöglichkeiten und Beurteilungsspielraum,

um am Ende zu sehen: das geht konform, das entwickelt unsere Stadt positiv weiter – oder es zerschlägt alle Maßstäbe, es ist bar jeder Dimension, bezogen auf die Lokalität.

MOSEL: Was Gestaltungsverordnungen nicht können, ist: neues Bauen, dort wo es notwendig ist als Ersatzbauten, Umbauten usw., normierend fest-schreiben. Denn ich stelle mir das mit dem Blick auf unsere historischen Städte grauenhaft vor, wenn wir das hundertfach wiederholte Mittelmaß als Ziel der Stadtentwicklung vor uns haben – auch für historische Städte gilt das. Gestaltungsverordnungen ja – aber doch sehr, sehr geprüft, was sie wirklich erreichen sollen, und auf keinen Fall als Eingrenzung einer möglichen neuen Gestaltung, von der ich lediglich verlange in einer solchen Stadt, daß sie sich am Alten orientiert, um Gottes willen nicht nachahmt und nachäfft und damit die originale Substanz so total verwässert, daß alles wie eine Dekoration aussieht. Das ist also ganz eindeutig: Gestaltungsverordnungen haben ihren Sinn, aber sie dürfen nicht so weit gehen, daß sie die Denkmäler überformen und die neue Architektur völlig abbremsen. Das eigentliche Problem unserer Stadtzentren, die lebhaft sind, sind ja die Größenordnungen von Kaufhäusern, Versicherungen, Banken und alles,

was da hinein kommt: da hat dann die Person oder das Individuum Stadtgestalt im Zentrum Bodybuilding getrieben und ist an einer Seite sehr muskulös geworden, und das können wir mit Gestaltungsverordnungen auch nicht beeinflussen, das sind politische Entscheidungen über den Standort von solchen großen Planungen innerhalb der Stadt; da muß man sich klar sein, daß das die wirklichen Probleme der Stadtentwicklung darstellt.

KILPPER: Also das muß man, glaube ich, den 20er Jahren gutschreiben, auch wenn es nachher rückläufige Bewegungen gab, daß der Ausgangspunkt eigentlich die Funktionen des Gebäudes sind, aber daß man dann dabei nicht stehen bleibt, sondern eben nun die räumliche Gestaltung und die Einfü-

gung in das Ensemble oder in die Landschaft oder in seine Situation verlangt. Und das auch mit den Materialien, die unsere Zeit bietet, und das sind eben doch oft andere Materialien als zu den früheren Stilepochen; und das müßte man, glaube ich, als einen ehrlichen Weg bejahen, auch wenn die Ergebnisse nicht immer befriedigen. Also da meine ich, ist es wichtig, diesen Weg zu gehen, selbst wenn es Rückschläge gibt für diejenigen, die bauen, für die Bauherren und für die Architekten, bis man dorthin kommt, daß man erarbeitet hat, was gut ist. Ich bin hell begeistert von der Bibliothek Scharouns in Berlin, die ich letzte Woche kennenlernte – auch von innen – oder von der Philharmonie: das sind Aussagen unserer Zeit. Und nun meine ich, daß das auch in

... und das auch mit den Materialien, die unsere Zeit bietet, und das sind eben doch oft andere Materialien als zu den früheren Stilepochen, und das müßte man, glaube ich, als einen ehrlichen Weg bejahen...



kleineren Gebäuden und Situationen eben in seiner Weise jeweils zu finden wäre.

KNOEPFLI: Ich frage mich immer wieder, wenn Architekten sich dem Rhythmus und der Bau-Melodie einer Altstadt einfach nicht unterziehen wollen, wenn sie einen anderen Stil hineinbringen wollen, wenn da plötzlich synkopisiert wird statt gesungen – ich frage mich immer wieder – und ich habe mich das letzthin wieder gefragt in Winterthur (da ist vom gesamten Stadtgebiet die Altstadt noch vier Prozent): Warum wollen die immer ihren Brutalismus dort realisieren, wo schon etwas Gutes gebaut ist, warum eigentlich? Sie haben ja noch sechsundneunzig Prozent zur Verfügung! Und jetzt wird's heikel: Wenn Sie auf den sechsundneunzig Prozent, die sie zur Verfügung hätten, wenn Sie dort gute Architektur suchen – ja probieren Sie's einmal! Hie und da, wenn ein genialer Architekt kommt – es gibt solche! – wenn einer kommt und etwas bauen will, das in seiner guten Form, die er realisieren könnte und kann, wenn das gebaut wird, dann würde ich sagen: es ist ein Glück für die Altstadt. Aber dann kommen neun andere, die Gartenzwerge unter den Architekten, die etwas Ähnliches produzieren! Leider Gottes müssen wir sogar manchmal einen Geniestreich verhindern, nur deswegen, damit die anderen zwanzig nicht auch kommen und sagen «Der darf auch (sicher, sie sind vor dem Gesetz alle gleich), dann mach ich's auch so!» Und dann ist es aber nicht genial, sondern jämmerlich!

KILPPER: Ich meine, daß wir Zwerge sind und daß wir Löwen sind, das teilen wir Architekten mit allen Menschen. Aber daß wir nicht Zwerge sein wollen und daß wir nicht Löwen sein wollen, das teilen wir wahrscheinlich auch mit den meisten Menschen. Und deshalb ist es jedesmal für uns eine mächtige Aufgabe, so in einer gewachsenen, wertvollen Situation etwas zu machen. Und da gibt es meines Erachtens drei Wege: den einen, den wir sicher alle ablehnen würden, daß es großklotzig hineingesetzt wird ohne Rücksicht, ohne Beachtung. Und dann gibt es den anderen Weg, den Sie Geniestreich nennen; der kommt vielleicht mal zustande – vielleicht über einen Wettbewerb, der immer ein sehr guter Weg ist, um etwas zu finden –; und diesen «Geniestreich» würde ich nie verhindern, wenn er kommt. Und dazwischendrin, da liegt nun das, was vielleicht durch Satzungen, durch gemeinsame Überlegungen Anpassung ist an die Situation. Und das muß man sicher gelten lassen, denn es können ja nicht alles «Geniestreiche» sein. Und das Frühere ist im Grunde genommen auch nicht alles «Geniestreich» gewesen, sondern ganz natürliches Werden aus seiner Zeit.

HÖSS: Beim Fortgang der Diskussion kriege ich nun langsam ein bißchen Zweifel, ob wir eigentlich zu recht alle miteinander immer nur den Architekten ansprechen. Ich möchte ja nicht in meine Stadt zurückkommen und dann von meinen Architekten nur gescholten werden!

Ist denn nicht in diesem ganzen Spiel und dieser mangelnden Baugesinnung der Bauherr auch gefragt? Der Bauherr ist doch der Auftraggeber! Der Architekt bringt zwar seine Ideen aufgrund eines gegebenen Auftrages, aber auch und gerade die Einflußmöglichkeiten des Bauherrn, glaube ich, sollte man künftig noch mehr entwickeln und sehen, denn er steuert ja das, was der Architekt dann machen will.

LEYGRAF: Und es sind nicht gerade wenige oder nur unbedeutende Bedenklichkeiten, die sozusagen nach dem Hausherrn-Modell, will sagen: nach dem Wunsch des Bauherrn, des einen Besitzenden, inmitten der urbanen Heimat von vielen zustandekommen sind. Ganze Pseudo-Stile kann man danach klassifizieren.

KNOEPFLI: Zwei Stile müssen Sie durchstreichen: die Renditengotik und den Perfektionismus. Das heißt: in der Regel ist ja eine Altstadtsanierung immer noch nicht nur ein Problem der Finanzierung, sondern auch der Rendite. Und es ist immer ein Problem des Perfektionismus. Man muß eines tun: man muß verhüten, daß ein Altstadthaus und eine Altstadtwohnung vom Gebrauchsgegenstand zum Verbrauchsgegenstand wird. Es gibt viele Dinge, die der Nostalgiker uns beschert, der molto antico Mensch, oder – sagen wir's deutlicher – der Kitschbruder. Aber ich habe gelernt, bescheiden zu werden, ich bin zufrieden, wenn die historische Substanz erhalten bleibt. Und wenn nun einer eine faule Laterne und ein Blechschild, dem Gott die Gunst verweigert, an sein Haus hängt, oder wenn er mir sogar einen schönen Boden mit einem Spanntepich belegt, ja nun, ich versuche auch, dagegen anzukämpfen, ich versuche, das Haus in seinen Motiven, durch seine Motive wieder zum Leben zu bringen und nicht gegen den Charakter des Hauses zu restaurieren. Aber wenn's nicht anders geht, dann entscheide ich genau: was ist unwiderruflich verlo-

Die drei folgenden Abbildungen setzen fort, was mit dem Titelbild begonnen worden ist: sie demonstrieren am Beispiel des Rathauses von Wiesloch (Architekten KILPPER + PARTNER, Stuttgart) den Zusammenklang von moderner Architektur mit Überliefertem in Gliederung und Rhythmus, in den muralen Strukturen, in der Körnigkeit. Ob ein Brunnen ins Blickfeld kommt, die Begrenzung eines gotischen Kirchenbaus oder Alltagsarchitektur – das Neue antwortet auf das Vorgegebene. (Fotos: Rübartsch)



ren, wenn etwas passiert? Und: was kann ich wieder anders machen? Nur in einem habe ich eine Bitte an die Architekten: Wenn man im überkommenen Stil komponiert, dann ist die Harmonie ja meistens so, daß ein Ton durchläuft. Und ich glaube, daß es genügend alte Materialien gibt, um moderne Formen realisieren zu können. Sagen wir mal, wenn man einfach auf Kollisionsschönheit reist, dann ist doch die Sache gefährlich: Vor lauter Angst zu kuschen und sich anzupassen, ein Anpäßler zu werden, geht man auf Kollisionskurs und nimmt extra noch demonstrativ Materialien, die nun nicht hineingehören, die einfach nicht in den Akkord der Altstadt hineinpassen, nicht in ihre Körnigkeit.

KILPPER: Das möchte ich sehr bestätigen. Da haben wir auch in der Schweiz, in Muttens, das Wort dafür gesagt bekommen: die «murale Architektur», sagte man dort.

Wir würden das auch so sehen, meine ich, die Architekten: wenn man in den Materialien sich einfügt, dann kann man in den Formen, vielleicht auch für die Fenster und Türen und für den Baukörper, sich freier bewegen.

Ich möchte aber doch noch auf ein Problem kommen, das den Architekten immer wieder begegnet, wenn sie mit der Denkmalpflege, mit der wir eigentlich sehr konstruktiv zusammenarbeiten, zu tun haben. Ich möchte da eine Situation ganz kurz schildern: Da ist ein Kloster, eine Schule; und wir durften dort in Abstimmung mit der Denkmalpflege ganz neuzeitlich ein Schulgebäude bauen. Aber nun geht's an die Renovierung der alten Bauten. Und da entsteht eine eher soziale Frage: Wenn die Denkmalpflege mit hoher Wissenschaftlichkeit solche Gebäude renoviert sehen möchte, dann überschreitet es die Grenzen des finanziell Möglichen einer solchen privaten Schule. Und wenn man dann bedenkt, daß eine solche Schule, 1930 war das, dort dieses Kloster aufgekauft hat (eine Fabrik war schon eingezogen, ein Schornstein war bereits wieder abzubrechen), dann sieht man, daß die «Primitivität» eines Landschulheimes über 50 Jahre hinweg eine wertvolle Substanz, ein Zisterzienserklöster, gerettet hat mit der «Primitivität» von Schülerbuben und ihren Zimmern und Klassen – das heißt: heute kann man vielleicht – wenn man die Unterstützung bekommt – sogar mit hoher Wissenschaftlichkeit solche Gebäude aus dem Mittelalter renovieren, aber wenn man das Geld eben nicht bekommt, dann müßte man auch zufrieden sein, wenn man es wenigstens so erhält, wie es eben die Mittel zulassen. Und da meine ich, da müßte man manchmal den ganz realen Weg gemeinsam finden, daß man entweder sagt: «Also das ist so wertvoll, wir gehen ge-

meinsam dorthin, wo es Töpfe gibt, damit wir den hohen wissenschaftlichen Standard durchziehen können!» Oder: «Wir können das nicht erwarten in den nächsten Jahren, wir gestatten euch, daß ihr's eben jetzt mal so richtet, wie man es selber richtet.» Dann muß man das Wünschenswerte eben so wie oft in der Bodendenkmalpflege auf spätere Zeiten verschieben.

LEYGRAF: Überlegungen zur Denkmalpflege, die nicht nur um hochkarätige Solitäre in der überlieferten Hauslandschaft kreisen, kommen immer wieder zurück auf die Tatsache, daß alle Stadtplanung – und nicht zuletzt die in den alten Stadtkernen, und also auch eine richtig verstandene Denkmalpflege – mindestens so sehr mit gesellschaftspolitischen Fragen zu tun hat wie mit denen von Geschichte, Architektur und Kunstgeschichte:

SCHWENCKE: Ich habe vorhin schon versucht, zu sagen, daß Denkmalschutz Menschenschutz ist. Und zwar meine ich dieses sehr ernst; ich glaube, daß wir das Jahr 1975 als Europäisches Jahr des Denkmalschutzes nicht kriert haben, um gewissermaßen das, was jedermann sowieso als Denkmal begreift, zu schätzen, sondern daß wir versuchen, in der Gegend, wo die Menschen wirklich leben, wo die Menschen wirklich ihr Umfeld haben, ihr Existenzfeld haben, daß wir da versuchen, dieses Existenzfeld zu sichern, zu humanisieren – und das heißt: mit Denkmalschutz für die Menschen im einzelnen zu verbessern. Deswegen haben wir ja auch – in den letzten Jahren jedenfalls – eine Fülle von Bundesgesetzen und teilweise auch Landesgesetzen gemacht, die diesem entsprochen haben. Ich will das noch mal ein bißchen übertreiben, wenn ich sage: Nur derjenige würde nach meiner Auffassung politisch verantwortlichen Denkmalschutz betreiben, der das Arbeiterviertel, etwa wie Eisenheim im Ruhrgebiet, genauso unterstützt, daß es erhalten wird und nicht der Spitzhacke zum Opfer fällt, wie eine hochbürgerliche Straße in einer mittelalterlichen Stadt. Erst wenn wir das tun, haben wir unseren Beitrag geleistet für Denkmalschutz als gesellschaftspolitische Aufgabe.

DE ZWAAN: Wir sprachen über die soziale Bewohnung von einem Viertel. Ich glaube, man kann auch ein Viertel «totrestaurieren». Das ist in Holland auch passiert. Früher war das ein Viertel, wo man allherhand Arbeitsleute hat, die da wohnen; man hat einen Zimmermann und andere Handwerksleute gehabt. Und jetzt wohnt der Notar da, der Doktor und ein Advokat und so; und die Kinder spielen nicht mehr in der Straße, so eine Tür ist nicht mehr offen, wo man in einen Werkplatz, Arbeitsplatz sieht, daß der Zimmermann da arbeitet und so – es ist tot. Alles



ist sehr nett, und alles ist gut, und die Vorhänge und die Gardinen sind geschlossen. Aber die anderen, die Leute mit weniger Geld, können da nicht bleiben, die müssen weg. Aber ich glaube, daß das nicht notwendig ist, wenn die Regierung einsieht, daß ein «Bewohnungsdenkmal», ein bewohnbares «Hausdenkmal», eigentlich zweierlei ist: es ist ein Denkmal, und es ist eine Wohnung. Für Denkmal und Denkmalschutz gibt das Ministerium für Kultur Zuschüsse, Subventionen – und ich muß sagen, in Holland sehr viel, sehr hoch. Aber es ist auch eine Wohnung. Und für die Leute mit weniger Geld werden außerhalb der Stadt die neuen Stadtteile gebaut, und da werden enorme Zuschüsse für das Wohnen gegeben. Bei uns ist es so, daß die Grundfläche schon billiger verkauft wird, dann wird gebaut, und dann kommen die Etagenwohnungen; und da kommen Riesenzuschüsse, um die Miete ganz niedrig zu machen, dann kann man auch noch eine Subvention für die Miete bekommen –. Aber das alles passiert nur außerhalb! Aber in der Innenstadt sind auch Wohnungen! Da gilt Denkmalschutz, das muß bezahlt werden, das alles, was da dran ist, die Details und so. Aber das Haus, wenn man das an die Leute zurückgeben möchte, dann muß es bezahlbar sein, und zwar auf die gleiche Weise wie außerhalb, wo die Regierung auch die Zuschüsse zum Wohnen gibt. Und das, glaube ich, das muß sehr schnell passieren.

MOSEL: Das ist das ganz zentrale Problem, was bei der Erhaltung von historischen Altstädten, aber auch im ländlichen Bereich, von den historischen Siedlungen anzusprechen ist. Wenn ich Ihnen aus der Praxis erzähle, daß nach vorbereitenden Untersuchungen nach dem Städtebauförderungsgesetz in den Gutachten immer wieder zu lesen ist «Die Sanierungsbedürftigkeit des Quartiers ist sehr, sehr hoch, Umsetzung der Bevölkerung ist notwendig» – und wenn man sich dann die sozialen Daten ansieht, dann muß man beobachten, daß die Quartiersbindung und die Bereitschaft, dort zu wohnen, und die Bewertung der Fehlerstellen in dem Quartier ganz anders von den Bewohnern gesehen werden als von den Planern. Ich will damit sagen, daß der Ansatz, Quartiere zu sanieren mit Blick auf die soziale Ordnung, auf die Erhaltung der sozialen Ordnung in dem Quartier, der denkmalpflegerischen Zielsetzung sehr nahe sein könnte.

Da fehlt bei uns ganz viel. Jetzt laufen unsere Stadt-sanierungen ungefähr so, daß in einem sanierten Quartier bestenfalls noch ein Drittel der ursprünglichen Bewohner zurückkehren können, und auch die nur in besonders ausgewiesenen Wohnungen, Kleinstwohnungen für alte Leute; es gibt krasse Bei-

spiele in diesem Sinne. Das muß nicht so sein. Wenn die Überlegungen zur Sozialstruktur in der Stadt den gleichen Stellenwert hätten wie die wirtschaftlichen Überlegungen – des Neubaus von Häusern, der Einrichtung von Geschäften usw. –, dann wären wir sehr viel weiter. Es ist nämlich nicht nur ein finanzielles und betriebswirtschaftliches Problem, ein Haus zu bauen; ganze Quartiere zu bauen, das ist ein volkswirtschaftliches Problem! Da werden Werte angesprochen, die in 30 Jahren noch die Kommune beschäftigen werden, Werte, die nicht wiederzuschaffen sind, wenn sie einmal verlorengegangen sind, die bis in das Soziale hineingehen, die die Stadtentwicklung bestimmen sollten. Das ist nicht nur ein Privatbereich des Denkmalschutzes, wenn die Denkmalpfleger sagen, wir müssen das ganze Quartier erhalten, wir müssen die alten Leute hier halten, die kleinen Läden – das ist ein Zusammenhang von volkswirtschaftlichen Dimensionen. Und ich finde, daß bei uns in Deutschland dieser Zusammenhang viel zu wenig gesehen wird.

HÖSS: Vor allem zwei Probleme sind praktisch enorm schwierig zu lösen, das ist einmal die Frage in Sanierungsgebieten: Wer bleibt in dem Gebiet oder wer kommt wieder zurück? Und das andere: Welche Bürger reden eigentlich mit bei dieser Planung, sind es die gleichen oder sind es andere? Ich glaube, daß man dem ersten Problem «Wer bleibt im Gebiet?» nur näher kommen kann in der Lösung, wenn man versucht, vor allem bei großräumigeren Sanierungsgebieten den Ersatzwohnungsbau im Gebiet selbst zu betreiben. In der Form, daß man entweder – was ohnehin vom Denkmalschutz her zwingend erforderlich ist – dort, wo die Substanz es zuläßt, eine Objektsanierung, also Modernisierung vorzieht, die Flächensanierung also nur als alleräußeres Mittel, wenn's nicht anders geht, anwendet – und zum anderen, indem man im gleichen Gebiet Ersatzwohnungen baut und damit die Leute im Gebiet läßt und sie dort umsetzt.

Und ich meine, wenn man damit überhaupt eine Belebung der neu zu sanierenden oder der neu zu belebenden Städte erreichen will, dann muß man zwei Dinge auch noch tun und beachten: Man muß sehen, daß man Wohnungsbau so betreibt, daß auch Kinderspielplätze oder Höfe da sind, wo die Kinder spielen können, und daß Familien mit Kindern hineinkommen können. Und zum anderen muß man sich hüten in unserer demokratischen Gesellschaft vor einem Sanierungsgeschehen, das nur für ganz bestimmte Kreise vorgesehen ist, sondern man muß eine gesunde soziale Mischung vorsehen.

Und welche Bürger reden mit bei dieser Planung? Wir haben ja jetzt das Institut der vorbereitenden



Bürgerbeteiligung neben dem laufenden formellen Verfahren, und da werden ja die Bürgerversammlungen gemacht, da können die Anregungen und Bedenken und all das vorgebracht werden. Da kann man natürlich nicht fein säuberlich unterscheiden, weil man's nicht von vorneherein weiß: sind alle da, die in dem Gebiet wohnen bleiben; oder sind alle die da, die später wieder zurückkommen wollen. Es sind vielmehr alle interessierten Bürger angesprochen. Und die Erfahrungen gehen dahin, daß hier viel mehr Bürger, als später überhaupt hier ihre Heimat finden könnten, sich interessieren und mitreden und mitgestalten wollen. Und daher sehen wir das Problem also nicht so sehr als vorrangig, daß hier die Mitsprache der Bürger nicht genügend gewahrt wäre; man kann sie nicht beschränken und will sie nicht beschränken auf die unmittelbaren Interessenten, man kann sie alle ansprechen, und wer dann kommt und mitredet, der kann seinen Einfluß mit geltend machen. Und von daher meine ich, daß man mit einer solchen Methode in einem verbesserten Umfang zu einer Sanierung kommt, die dann am Ende von den Bürgern auch akzeptiert wird.

MOSEL: Wie sieht denn eine Altstadt aus? Wir sprechen immer von einzelnen Denkmälern und vergessen dabei, daß so eine Stadt als Körper zu verstehen ist, der eben nicht nur aus Kopf, Händen, Augen, Nase besteht, sondern aus Gliedern und sehr viel Fleisch; das heißt, daß unsere Städte zu einem großen Prozentsatz aus sog. historischer anonymer Bausubstanz bestehen. Und dort stellt sich die Frage der Erhaltung der Bewohner, der Häuser und der Funktionen eben am allerschärfsten und am allerschwierigsten. Und auch dort, meine ich, ist die Erhaltungsforderung gar nicht zu reduzieren, sondern auf das abzustellen, was hier mehrfach schon angeklungen ist, nämlich daß man das dort an Neuem hineinbringt, was eine zukünftige Funktion der Gebiete, eine Erhaltung der Sozialstruktur absichert. Daß man entscheidet und feststellt: was ist eigent-

lich der Wert der Gesamtstadt – und da wird man auch Maßstäbe in die Hand bekommen, wie weit man verändern kann. Es ist auch das weniger eine ästhetische als eine funktionale Frage: «Wie geht man mit den Sachen um?»

Es gibt doch Entscheidungen – auch bei dem Beispiel des Klosters, das Sie eben gebracht haben –, die einfach so fallen müssen, weil das wirtschaftlich nicht anders zu machen ist. Nur: der Denkmalpfleger muß davor warnen, daß Veränderungen vorgenommen werden, die irreversibel sind, daß Sachen entstehen, die man in besseren Zeiten vielleicht nicht mehr austauschen kann. Denkmalpflegerische Erhaltung hat in zweiter Linie etwas mit Gestaltung zu tun, in erster Linie geht es darum, Zeugnisse der Geschichte anschaulich zu bewahren. Die leiden nicht unter einer modernen Lampe oder sonstigen Details oder neuen Treppen, das kann man wieder in Ordnung bringen. Denkmalpflegerische Erhaltung ist eine Entscheidung für das Grundsätzliche einer modernen Stadtentwicklung – und darum geht es. Gestaltung ist dann die Frage der richtigen Durchführung.

SCHWENCKE: Denkmalschutz kann ja nur dann einen politischen Sinn haben und damit nach meiner Auffassung für die Bürger relevant werden, wenn er eingebunden ist in ein Gesamtkonzept. Das gilt für das einzelne Haus, das gilt für das Quartier und das gilt für die Gesamtstadt. Mir ist, als Sie sprachen vom Überlegen, was darf man nun, was darf man nicht, die nach meiner Auffassung schöne Formulierung von Erhard Eppler eingefallen, der unterschieden hat zwischen *wert-konservativ* und *struktur-konservativ*.

Das heißt: es kommt entscheidend darauf an, ob man Werte aufgibt, die gewachsen und überliefert sind, die existieren, und sie so aufgibt, daß man sie nie wieder erwirbt; oder ob man sie verändert und sie nutzt für die Gegenwart. Das, glaube ich, ist das große Problem.

Wenn doch die, die man so oft die «Mächtigen» nennt, begriffen: Patriotismus dokumentiert sich nicht in Reden an der Berliner oder Spaziergängen auf der chinesischen Mauer; eine Beziehung zum eigenen Land, ja – heikles Wort – Bekenntnis zu ihm ist nur glaubwürdig, ist sie erwachsen aus Kritik, ohne die es auch Liebe nicht gibt. Liebe ohne Skepsis ist Kitsch. Patriotismus ohne Distanz ist (gefährliche) Ideologie. Daß aber in jüngster Zeit – bezeichnenderweise hier wie in der DDR – sich Schriftsteller in ungewöhnlicher Zahl und Intensität mit dem Thema «Vaterland», gar «Heimat» beschäftigen, ist kein Zufall. Begreift man Literatur als empfindliche Reaktion auf Gesellschaft und ihre Verschiebe, dann wird hier offenbar ein Verlust eingefangen.

(Fritz J. Raddatz in der Wochenzeitung DIE ZEIT vom 7. März 1980 aus Anlaß des V. Kongresses des Verbands deutscher Schriftsteller)